

Nr. 215. Bromberg, den 21. September. 1934



(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Grit von Lingen lachte. Sie war auf das Kostüm der Freundin durchaus nicht neugierig. Madame Georgette, bei der sie Lilli als gut zahlende Kundin eingeführt, hatte ihr — gegen entprechende Provision natürlich — den blauen Pagen bereits verraten.

„Dein Kostüm! Ich will dein Kostüm wissen, Grit," beharrte Lilli.

„Meine Liebe, ich finde es viel amüsanter, wenn wir nicht von einander wissen, was wir anhaben. Ein Maskenball ist doch schließlich dazu da, daß man sich gegenseitig überrascht und bei der Demaskierung seinen Spaß hat, nicht wahr? Wir werden uns bestimmt finden, ich kenne ja deine Loge. Es ist Nummer elf. Ich habe Nummer zwölf."

„Mach mir doch wenigstens eine Andeutung über deinen Anzug, Grit," verlangte Lilli eigensinnig.

„Nun gut. Ich trage ein Gewand im historischen Stil, bei dem ich all meinen Schmuck zeigen kann. Ich halte nämlich nicht viel von ungeschmückter Schönheit, meine gute Lilli. Wozu hat man denn seine hübschen Steinchen, nicht wahr?"

Grit von Lingen lehnte sich in die Divankissen zurück und beobachtete Lilli durch die halbgeschlossenen Augenlider. Sie bemerkte mit Genugtuung, daß die Freundin unsicher wurde.

„Hoffentlich ist dein Kostüm nicht zu einfach, Liebling? Du hast doch herrlichen Schmuck. Den mußt du heute Abend unbedingt ausführen. Oder hast du dich Herrn Steffen zuliebe vielleicht für ein Aschenbrödelgewand entschlossen? Unsere modernen Architekten sind zwar für einfache Fassaden, aber bei einem schönen Mädchen halte ich das nicht für angebracht."

Lilli verdroß der Spott.

Vor ihren Augen stand der blaue Page. Sie hatte das Kostüm gewählt, weil es sozusagen eine Hosenrolle war. Lilli steckte ihre schlanken Beinchen gern in dieses Attribut der Männlichkeit. Viel Schmuck konnte sie bei dem Kostüm allerdings nicht anlegen. Ein paar Ringe, ein Goldkettchen, das war alles. Sie würde natürlich mit ihrer „ungeschmückten Schönheit" gegen die Freundin vollkommen abfallen.

Lillis Köpfchen arbeitete rasch. Vielleicht ließ sich das Kostüm in letzter Stunde noch umtauschen? Vielleicht hatte Madame Georgette noch irgend etwas Pompöses auf Lager?

„Oh, ich werde nicht in Sack und Asche erscheinen", lachte sie gezwungen. „Du wirst überrascht sein, Grit."

„Ich lasse mich gern überraschen, Kleine. Aber nun muß ich auf deine nette Gesellschaft verzichten. Sei nicht böse, wenn ich dich verabschiede. Ich bekomme den Besuch eines sehr interessanten Herrn, von dem ich dir übrigens schon erzählt habe."

„Du hast mir von vielen interessanten Leuten erzählt, Grit. Wer ist' denn?"

„Der Fürst Gregor Varescu, der auf dem Balkan die riesigen Petroleumfelder besitzt. Ich habe ihn im vorigen Jahr in Cannes kennengelernt. Er erwies mir sehr viele Aufmerksamkeiten, aber dann hatten wir einen kleinen Konflikt miteinander, und da ich mir von den Herren der Schöpfung prinzipiell nichts gefallen lasse, bin ich einfach abgereist."

„Was, eine so interessante Bekanntschaft hast du aufsitzen lassen, Grit?"

„Mit dem Erfolg, daß der Fürst mich aufgestöbert hat und sich närrischer denn je benimmt. Er hat mir heute als Versöhnungsgeschenk einen prächtigen Ring übersandt. Ein Steinchen hat das Ding — wundervoll!"

Fräulein von Lingen schnalzte genießerisch mit der Zunge.

„Einen Verlobungsring?" flüsterte Lilli, die es sich nicht vorstellen konnte, daß man andere als Verlobungsringe von Herren annahm.

„Das kommt ganz auf mich an, meine liebe Lilli!"

„Oh, du wirst also den Fürsten heiraten, nicht wahr?"

Fräulein von Lingen warf das tizianrote Haupt in den Nacken und lachte schallend. Lilli Evers sah eigentlich keinen Grund zur Heiterkeit, aber sie war neugierig.

„Wirst du ihn heiraten?" bohrte sie.

„Ich bin nicht in ihn verliebt, ha, ha!"

„Ist er hübsch, Grit?"

„Mehr als das, interessant! Wenigstens behaupten es die meisten Frauen. Du kannst dir heute Abend selber ein Urteil bilden. Ich bringe den Fürsten mit auf den Maskenball."

„Das ist herrlich von dir, Grit!"

„Nein, es ist im höchsten Grade dumm von mir. Ich setze damit meine sämtlichen Chancen bei Sr. Durchlaucht aufs Spiel. Der Fürst schwärmt nämlich für blonde Frauen. Wenn er dich sieht, du goldblondes Mädchen, wird er mich links liegen lassen und sich mit fliegenden Fahnen dir zu Füßen werfen. Wie hab' ich das gesagt?"

Lilli lachte geschmeichelt.

„Ich bin doch keine Konkurrenz für die elegante Grit von Lingen," wehrte sie ab. „Du bist tausendmal schicker und interessanter als ich. Du bist — —"

„Hinaus mit dir, Kleine! Wenn du mir Komplimente machst, wirst du vor die Tür gesetzt!"

„Das hast du ja sowieso schon getan," lachte Lilli und raffte Kappe und Handschuhe an sich.

Als sie an der Tür war, rief Fräulein von Lingen die Freundin noch einmal zurück.

„Übrigens, Lilli, ich habe deine Aufnahme in den Rotweiß-Klub erwirkt," sagte sie und kramte unter den Papieren ihres Schreibtisches. „Hier ist das Aufnahmeformular. Unterschreibe es, bitte. Nein, nein, du brauchst dir nicht den ganzen langweiligen Aufnahmeunsinn durchzulesen. Hier kommt die Namensunterschrift hin."

„Fein, daß du mich in den Rotweiß-Klub gebracht hast, Grit! Der nobelste Klub von Berlin. Danke dir!"

Lilli Evers hieb ihre Namensunterschrift unter das Druckformular, ohne ihm einen Blick zu schenken, warf der Freundin eine Kußhand zu und war zur Tür hinaus.

Grit von Lingen riegelte leise hinter ihr ab.

„Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste," sagte eine spöttische Männerstimme. „Hast du Angst, daß diese kleine Gans noch mal zurückkommt, Grete?"

In der Schlafzimmertür stand ein Mann von etwa dreißig Jahren. Er zündete sich mit lässiger Bewegung eine Zigarette an, zog das Likörservice unter dem Teetisch hervor und schenkte sich ein Glas ein. Alle seine Bewegungen hatten etwas von der Geschmeidigkeit katzenhafter Raubtiere an sich, lockend und gefährlich zugleich. Der Mann hatte schwarze Augen und ebensolche Haare, die, leicht gewellt, einen schmalen Kopf umschlossen. Die Hautfarbe war bräunlich-blaß. Ein dunkles Bärtchen saß kokett über schmalen, aber sehr roten Lippen.

„Du sollst mich nicht Grete nennen, Gregor," sagte Fräulein von Lingen verdrießlich.

„Pardon, meine Liebe!"

„Sieh dir lieber die Unterschrift der Kleinen an."

Gregor Varescu nahm das Formular, das Lilli Evers so unbesehen unterschrieben hatte. Es war ein Gepäckversicherungsschein, wie er in jedem Reisebureau zu haben war. Mit den Statuten des vornehmsten Tennisklubs von Berlin hatte er ebensoviel gemein, wie eine Biermarke mit einem Goldstück.

Varescu studierte die Unterschrift so genau, wie ein Archäologe die Keilschrift der alten Babylonier.

„Nun?"

„Grits Stimme klang ungeduldig.

„Höchst einfache Sache, mein Kind. Wird sich leicht nachmachen lassen. Ganz naive Schrift, die keine besonderen Schwierigkeiten bietet, aber doch nicht uninteressant."

„Inwiefern?"

„Die Vergrößerungen am Wortende verraten kindliche Unerfahrenheit. Die Schräglage zeigt Unbeherrschtheit an. Übertrieben große Anfangsbuchstaben, also Eitelkeit. Knick in dem „L", gleich Eigensinn, die ich die Energie der Schwachen nenne. Runde und offene Vokale, was auf Gutmütigkeit und Offenheit schließen läßt —"

„Na, das weiß ich alles, auch ohne deinen graphologischen Mumpitz!"

Gregor Varescu lächelte und schob den Versicherungsschein in seine Brieftasche.

„Graphologie ist kein Mumpitz, meine teure Grit, sondern für unser Metier einfach eine unerläßliche Wissenschaft. Wenn ich das Schriftbild meines — hm — Gegners kenne, kenne ich auch seinen Charakter. Und wenn ich über seinen Charakter Bescheid weiß, weiß ich, wie ich ihn zu behandeln habe. Übrigens ist diese kleine Evers sehr hübsch."

„Hast dich wohl in sie verliebt?"

Varescu lachte.

„Ach, Quatsch! Du weißt doch, daß ich Geschäft und Vergnügen stets trenne. Ich stellte die Schönheit der jungen Dame als einfache und für unsere Pläne erfreuliche Tatsache fest. An wen willst du telephonieren?"

Fräulein von Lingen gab keine Antwort, hob den Hörer vom Apparat und nannte eine Nummer.

„Madame Georgette selbst? Guten Abend, Madame. Hier spricht Fräulein von Lingen. Ich glaube, Fräulein Evers wird heute abend noch zu Ihnen kommen. Wie? Sie ist soeben vorgefahren? Ausgezeichnet. Meine Freundin findet den blauen Pagen zu einfach. Man kann auch wirklich eine hübsche junge Dame nicht bis an den Hals in ein Seidenwams knöpfen! Ja, ich hatte wieder einmal recht. Gewiß, das altrussische Kostüm! Bedanken Sie sich bei mir, daß ich Sie auf die Idee brachte, das russische Kostüm nach den Maßen meiner Freundin zu arbeiten Provision auf mein Konto gutschreiben. Selbstverständlich — ich bin diskret. Wiedersehen, Madame."

Grit von Lingen legte den Hörer auf.

Varescu lachte bewundernd.

„Du bist ein schlaues Weib, Grete Grit!"

Der Handkuß, den er auf die zinnoberroten Fingernägel drücken wollte, wurde übel aufgenommen. Grit von Lingen riß ihre Hand zurück.

„Heb' dir deinen Schmus für heute abend auf. Die Evers kann pfundweis davon vertragen," sagte sie vulgär.

*

Madame Georgette betrieb in einer Nebenstraße des **Kurfürstendamm** ein elegantes Modengeschäft.

Eigentlich stammte sie vom grünen Strand der Spree und privat bediente sie sich gern ihres vertrauten Berliner Dialekts.

Ihren Kundinnen und ihrem französischen Namenschild zuliebe radebrechte sie aber einen fremdländischen Jargon eigener Erfindung. Im übrigen war Madame Georgette eine äußerst tüchtige Person, die ihr Fach aus dem „ff" verstand.

Als Lilli Evers kurz vor Ladenschluß ins Geschäft hastete, markierte Madame Georgette die Ahnungslose und begrüßte sie mit einem liebenswürdigen Wortschwall.

„Bon soir, gnädiges Fräulein! Bitte, wollen Sie mir entschuldigen, daß ich das Kostüm noch nicht geschickt habe! Wir haben noch eine Kleinigkeit daran genäht, aber jetzt wird es eingepackt. Der blaue Page ist ein Kostüm très exquisit. Die Gnädige wird haben damit einen grand succès!"

„Ich will das Kostüm nicht haben, Madame!"

Darüber war zwar Madame Georgette durch den telepohnischen Anruf von Lillis Freundin bereits im Bilde, aber sie zuckte nicht mit der Wimper.

„Der Page ist mir zu simpel", erklärte Lilli kurzweg. „Haben Sie etwas anderes, Madame?"

„Selbstverständlich können die Gnädige haben einen anderen Kostüm. Nur ich werden der blaue Page nicht mehr verkaufen können. Er wird niemand passen. Gnädige haben eine Figur so süperb, so grazil. Wer haben noch eine so wundervolle Figur? Ich werde bleiben sitzen auf dieser blauen Page."

„Natürlich zahle ich Ihnen den Pagen. Er ist ja von mir bestellt, und Sie sollen keinen Schaden haben, Madame. Zeigen Sie mir das andere Kostüm. Was ist es?"

„Charly, Charly", rief Madame in die Arbeitsstube, „bringen sofort her den altrussischen Kostüm! Vite, vite!"

Ein schlankes, braunhaariges Fräulein mit hübschen Grauaugen kam auf den Ruf herbei. Das war Fräulein Charlotte Mendel, kurzweg Charly genannt, Madame Georgettes Verkäuferin, Direktrice und Buchhalterin in einer Person. Sie begrüßte die Kundin höflich, aber Lilli antwortete nicht. Sie war ganz fasziniert von dem Kostüm, das Charly Mendel vor ihr ausbreitete.

Ja, das war eine andere Sache als der schlichte blaue Knabenanzug!

Schillernde Seide, ein glitzernder Kopfputz, tiefer Ausschnitt und winzige Ärmelchen, die nichts von einem schlanken Mädchenarm versteckten. Eine großartige Gelegenheit Arme, Hals und Hände mit Schmuck zu bedecken. Grit würde in ihrem historischen Anzug kaum bessere Möglichkeiten haben, ihren Schmuck zur Schau zu stellen.

„Gefällt Ihnen?" flötete Madame Georgette.

„Wundervoll! Das will ich haben. Ich muß es gleich probieren."

„Nicht nötig, Gnädige. Wir haben gemacht dieser Kostüm für eine Modenschau und hab uns der Maße bedient, die Gnädige haben. Wir haben gewählt diese ideale Figur. Der Kostüm wird passen wie eine Handschuh."

„Fein! Dann nehme ich es sofort mit. Fräulein Charly, lassen Sie mir das Ding gleich einpacken und in meinen Wagen schaffen. Die Rechnung können Sie mir morgen schicken. Auf Wiedersehen, Madame! Ich bin eilig."

Damit war Lilli Evers zur Tür hinaus.

Ein Lehrmädchen schleppte den Karton hinterdrein, und Madame setzte sich zufrieden an ihre Kasse, um den Verkauf zu buchen.

„Charly", berlinerte sie vergnügt, „so 'ne Kundinnen kann ick zwo Dutzend aushalten. Die kooft, wat ihr vor die Neese kommt, meckert nich und bezahlt mit tipptoppen Schecks. Jott erhalte sie uns noch recht lange!"

„Fräulein Evers ist wirklich eine sehr angenehme Kundin", bestätigte Charly Mendel. „Wir können Fräulein von Lingen dankbar sein, daß sie uns die Dame gebracht hat."

Madame Georgette zog ihre Stupsnase kraus.

„Dankbar! Ooch noch", brummte sie. „Die kriegt ihre Provisionen und huppt darauf, wie 'n Makkabäer. Könnte eijentlich mal ihr Konto begleichen, det liebe Kind. Wieviel is'n noch offen, Charlychen?"

Madame blätterte nervös in ihrem Kassenbuch.

(Fortsetzung folgt.)

Man soll glauben!...

Eine Erzählung von Hermann Bredehöft.

Ein ehemaliger Feldscher vom Regiment Bornstedt aus Halle, welcher beinahe alle Treffen des Siebenjährigen Krieges mit durchgestanden hatte, erzählte Gesunden und Kranken, wenn sie in einer Art hitziger Verzweiflung nicht mehr ein und aus wußten, stets die folgende Geschichte: Als wir im vierten Jahr des großen Krieges zu Anfang des Erntemonds über die Oder gezogen waren auf Kunersdorf zu und ich eben hinter meinem Regiment her aus den Wäldern trete, da blitzt es von einer steilen Höhe drüben wie aus aberhundert Feuerschlünden, und ich denke so in meinem dummen Kopf: Wer soll da hinaufkommen, du nicht bei dem Segen und der Sonnenglut! Denn wir waren seit drei Uhr früh auf den Beinen und hatten seitdem gefastet. Und wie nach einer Weile, indessen wir uns seitswärts ziehen, die Avantgarde auf den Höllenberg zumarschiert, wobei schon die Kartätschen ins erste Treffen tiefe Löcher reißen, meine ich noch — denn ich habe mir in meinem Leben sehr viele Gedanken gemacht, weil unsereiner doch kein Tropf ist, der blindlings an jedem Meilen- und Leichenstein vorüberrennt —, meine ich also: Die möchtest du verflixt nicht auf dem Gewissen haben, die vor diesem Feuerberg kapitulieren müssen, aber der Alte hat manchmal eben ein sehr weites Gewissen, leider Gottes! Aber wie wir durch trübe Tümpel und feuchte Gründe näher an den Berg herankommen, merk' ich, daß die Avantgarde in einem Hohlweg verschwindet und der ganze Hagel über sie hinweggeht, merk' ich weiter — unsereiner hat nämlich Muße zum Schauen, weil die Kommandos die Feldschers nichts angehen —, daß unsere beiden Treffen im Laufschritt aus der Kimme hervorbrechen und mit einer einzigen Salve, scharf wie ein Peitschenschlag, das Höllenfeuer auslöschen. Danach sind sie auch schon oben zwischen den Russen und bald mit ihnen hinter dem Bühl verschwunden. „Sapperlot, Hans, hat Er gesehen", kann ich mich nicht enthalten, meinem Gehilfen verwundert zuzurufen, obwohl ich mit dem Kerl sonst noch nie ein Wort gesprochen habe. „Das gibt eine schnelle Bataille, die Russen laufen ja schon!" „Ja", sagte er, er glaube es auch. Indessen schwenken wir ein und krebsen den Bühl hinan, und unterwegs überlege ich's mir noch einmal, daß der Alte es eben doch besser weiß als unsereiner mit seinem dummen Kopf, und daß man Respekt vor ihm haben muß. — Und habe mich, indem ich's so überdenke, wiederum geirrt, wiewohl ich vorerst noch nicht dahinterkomme.

Wir sind indes auf dem Bühl, das Regiment avanciert brav, es ist Mittag, sehr schwül und windstill, die Sonne brennt über der Heide und der Pulverdampf uns in den Augen. Der Bühl liegt voller Blessierter, daß wir, schätze ich, für den Nachmittag vollauf zu tun haben, sind auch fortan so in Eile, den Schreienden das Blut zu stillen, ihnen aufzuhelfen oder sie auf den Karren zu schmeißen, der sie den Hang hinunter bis zu den Oderbrücken fährt, daß ich nicht weiter den Gang der Schlacht verfolge, obwohl hüben und drüben das Geschütz nun erst recht zu brüllen anfängt. Darüber wird es Nachmittag. Das Kleingewehrfeuer entfernt sich, hört aber immer noch nicht auf, und die Kanonen können sich auch nicht beruhigen. Ich selbst bin der Erschöpfung nahe; wir hatten ja seit früh um drei Uhr keinen Trunk Wasser mehr gehabt. Montur und Hemd stinken von Schweiß und Blut und Pulver; wie übel müssen da erst die armen Musketiere dran sein, denkt man da. „Sapperlot, Hans, die Russen geben's immer noch nicht auf; die wollen gewiß einzeln totgeschlagen werden!" sage ich zu dem Gehilfen und bin mit meinen naseweisen Gedanken abermals hereingefallen. Denn unversehens rollen die Salven wieder näher, und da kommen auch schon Grenadiere, die sich den Kopf oder den Arm halten und einige humpeln. „Flink, flink", schreien sie und halten mir ihre Wunden unter die Nase, „und hast du Wasser, Feldscher?" Ich sage, daß ich selbst keines habe, indessen die Kugeln schon wieder durch die Gräser pfeifen. Nun fluchen sie und poltern den Hang hinunter oder kehren ins Treffen zurück, neben uns ist eine gehörige Batterie aufgefahren und ballert, daß man sein eigen Wort nicht versteht, und der Hans hält sich das Ohr, obwohl es nicht mehr da ist, und heult, als ob einer darauf hören könnte bei dem Höllenlärm. Und was hülfe es auch! Da sind die unserigen schon auf meinen Bühl retiriert, zwar halten sie noch zusammen, aber was aus der Front ausbricht, das sind nicht bloß Blessierte mehr, das sind, ich seh's genau, auch Gesunde. Und alle schreien nach Wasser, dieweil die Sonne jetzt schon schräg auf unsern Schädel brennt. Es wird gegen halber sechs gewesen sein, wie ich mit meinem letzten Karren den Berg hinabfahre, trüber Gedanken voll, aber als ich mich drunten an den Tümpeln vorbeiwinde, ich trau meinen Augen nicht, strömt alles zurück, und in einer Verfassung, wie ich sie nie vordem und seither auf einer Retirade gesehen habe. Sie stoßen, schieben, schlagen sich mit dem Kuhfuß, und es ist keine Zucht und nicht die mindeste Ordnung mehr. Der Alte, sagen welche, sei tot, und wo ein Graben blänkert, liegen sie gleich auf dem Bauch und saufen wie das Vieh und achten der Tritte und Stockhiebe nicht, mit denen die Offiziere sie zur Räson bringen wollen. Das ganze Geschütz, erzählen andere, habe sich im Grunde zwischen den Tümpeln gestaut und sei verloren, kurzum, es ist mir gewesen, als sei das Jüngste Gericht auf uns hereingebrochen, und ich meine, nun ist es aus mit dem Alten, wie soll das auch auf die Dauer gut gehen gegen so viele! Als ich endlich zu den Oderbrücken komme, wo schon an die tausend Blessierte liegen, bin ich mir aber doch noch bewußt, was meines Amtes ist und was Christenpflicht, packe also meine Messer und Zangen und Pinzetten aus und setze Blutegel an. Dabei bin ich zum Umfallen müde und weiß, weil jeder Mann schreit, nicht, wem ich zuerst helfen soll. Zudem war eine große Traurigkeit in mir, denn sie sagen überall, jetzt sei alles verloren und ich bin doch ein Untertan.

Weil nun jedem zuerst geholfen sein will, ob den meisten nur der Tod hätte helfen können, packt mich die Verzweiflung, meine Hände zittern und will mir nichts mehr ordentlich von der Hand gehen. Da rufen sie mich zum Überfluß mitten aus der Arbeit heraus in eine nahe Hütte, darinnen auf Stroh zwei junge Leutnants liegen, dem einen ist die ganze Brust aufgerissen, dem andern die Schulter, und beide schwimmen in ihrem Blut. „Ei, denen hilft's nichts mehr", flüstere ich, denn mir war schon alles gleich, ob auch die Leutnants fluchen und stöhnen, ich solle ihnen helfen von ihren Schmerzen, und lasse sie liegen. Und bin ganz von Sinnen und irre zwischen den Bahren und Lagerstätten umher, obwohl inzwischen alles geschafft ist, denn schlafen kann man nicht nach solchem Tag und solchen Schicksalen. „Feldscher, rasch", ruft es da unversehens aus der Dunkelheit, und schon zerrt mich einer im Laufschritt in die Hütte, wo die Leutnants liegen. Ich denke, mich trifft der Schlag: steht da vorm Herd, krumm wie ein Flitzbogen, der Alte und ist staubig und im Gesicht noch bläulich von Pulver und weist auf die Blessierten. „Allons", krächzt er: „helf Er, für die wird's Zeit!" Ich zögere, weil denen doch nicht mehr zu helfen ist, und da er mich fragend anblitzt: „Leider ist's aus, Ihre Majestät", sage ich, „ich war vorhin schon hier!" — „Papperlapapp", poltert der Alte. „Aus! Junge Leute sind das, fühl Er doch den Puls. Kein Fieber, kein Fieber! Die Natur tut in solchen Fällen Wunder!" Und dann, mit einer sehr hellen, spitzen Stimme: „Er hat wohl den Kopf verloren, Feldscher, was soll ich denn sagen!" Damit wendet er sich ab. Meiner Seel, ich hätte dem Alten zu Füßen sinken mögen, denn hatte er heute nicht alles eingebüßt? Und hat dennoch die Ruhe weg! Und indem wir die Blessierten hinaustragen, hab' ich mich zuinnerst geschämt und danach versucht, die Leutnants durchzubringen. Und — Sapperlot — ich habe sie durchgebracht und darüber alle Not vergessen. Und dieserhalb mein ich: man soll auch im schlimmsten Unglück noch glauben, aber nicht bloß vage glauben; denn nichts ist der Glaube ohne die Tat. Wir haben alle einen dummen Kopf und merken nicht gleich, was unser Herr und König tut. Aber indem wir mittun, ob blindlings oder bewußt, merken wir's doch. Und wo wir unsern Glauben wanken fühlen, da sollen wir, sage ich, nimmer die Hände in'n Schoß legen und müßig sein, sondern irgend etwas schaffen, damit wir ihn durch die Arbeit wieder festigen. Ich für meinen Part will's gewißlich tun, das bin ich dem Alten schuldig.

Im Herbst.

Der Sommer ging wie andre fort,
Wie Halm und Laub und Blumen.
Auf braunen Ackers Krumen
Erschallt des Pflügers munternd Wort.

Und hinterdrein der Säer geht. —
Drum ward den goldnen Garben
Kein Ende, als sie starben,
Wenn neu der Frühling aufersteht. —

Verweh'st du denn gleich Schall und Wind? —
Nein, deinem Volk gegeben
Wird Saat und neues Leben
In deinem Kind und Kindeskind.

Ludwig Nies.

Dreirad wieder hochmodern . . .

Stimmungsbild von einer neuen Sorte Sport.

Von Hermann Holtkamp.

Nanu — das Dreirad soll wieder in Mode kommen? So recht will einem die Geschichte nicht in den Kopf. Wieso denn gerade das Dreirad?

Das gute, alte Dreirad — wie lange ist es nicht her, als wir es noch auf den Straßen sahen? Damals waren wir kleine „Buttjes", die im Sande spielten oder Kähne in der Badewanne schwimmen ließen. Dann stürzten wir auf die Straße und schrien: „Ein Rad! Ein Rad!" Weiß der Himmel, so ein Rad war früher einmal, als es kaum Autos gab, die Sensation des Tages.

Dreirad — wer fuhr es damals? Die Boten der Modehäuser, Lebensmittelzubringer, Briefkastenleerer und noch so manch anderer, der es für ratsam hielt, die sozusagen totsichere Form des Dreirades dem an schwankenden Schiffsboden erinnernden Zweirad vorzuziehen. Der Mangel an Schnelligkeit wurde eben ausgeglichen durch den ungemein beruhigenden Umstand der Sicherheit. „Safety first . . ." Das Schlagwort kannte man damals schon!

Heute kommt das gute alte Dreirad also wieder in Mode — d. h. richtiger ausgedrückt handelt es sich um eine sinnige Kombination von Dreirad und Auto, bei der nur der kostspielige Motor fehlt. Geboren wurde diese Idee, wie alle guten Gedanken, durch einen Notumstand. Ein braver Vater erfreute sich nämlich eines derartigen Familienzuwachses, daß er schließlich seine Kinder bei den Ausflügen beim besten Willen nicht mehr auf dem Zweirad unterbringen konnte, obwohl er schon hinten und vorn Tragkörbe angebracht hatte. Aber die Sache scheiterte schließlich an der Balance und so mußte das Fahrrad in die Ecke gestellt werden.

. . . Langsam rollt der moderne „Dreisitzer" durch die Straßen der Stadt. Alles bleibt stehen, tritt näher, bestaunt das hochmoderne Tretomobil.

„Ist die technische Lösung der Frage nicht ein bißchen kompliziert ausgefallen?" fragen wir den Erfinder, der stolz wie ein Spanier, die Hand an einem Hebel, in seinem Wagen sitzt und sich von der milden Spätsommersonne ganz gemütlich bescheinen läßt.

„Finden Sie," fragt er zurück. „So schlimm ist es nicht. Sehen Sie mal: Hier in der Mitte — mit dem Rücken zum hinteren Rad — sitze ich. Sehr bequem, wie sie sich überzeugen können. Und zwischen den beiden Vorderrädern habe ich den Notsitz für meine Kinder montiert. So geht die Sache ganz gut . . ."

Er hat nicht so ganz unrecht, der gute Vater. Der Notsitz ist an der Frontseite sogar mit einer Schutzstange versehen, damit der ganz Kleine auch nicht 'rausfällt.

„Wie treiben Sie das Dreirad an, Meister?" fragen wir den Erfinder.

„Die Maschine treibt man an durch ein langes, solides Drahtseil, das mit beiden Händen angezogen wird und seine Kraft auf die Räder überträgt."

„Demnach handelt es sich um etwas Ähnliches wie das altbekannte „Landskiff"?" fragen wir weiter.

„Ja, das kann man wohl sagen", meint der Erfinder. „Manche Leute haben mir auch schon hinterhergerufen: „Mensch, du bist wohl unter die Kinder gegangen — du fährst ja im Fliegenden Holländer"! — Sie kennen wohl die Dinger, die von den Kindern Holländer genannt und mit den Armen in Bewegung gesetzt werden? Meine Konstruktion geht aber noch weiter. U. a. habe ich hier an der linken Seite eine Handbremse."

„Stark gebautes Ding übrigens!"

„Stimmt, soll es auch!" lautet die Antwort. „Man kann nie wissen, in welche Lagen man kommt . . ."

Na hoffen wir in Anbetracht der fahrfreudigen Kinder das Beste!

„Sind Sie mit ihrem Dreirad schon einmal umgekippt?" fragen wir weiter.

Der Erfinder schüttelt den Kopf. „Noch nie, Herr! Mein Kasten ist so solide zusammengeschraubt, daß Sie sowas kaum erleben werden!"

Na ja, wenn das Glück so treu bleibt, wie der Mann nicht auf den Mund gefallen ist, sollte die Sache wohl klappen. Zum Sechstagerennen dürfte der gute Vater ohnehin nicht fahren wollen — es sei vielleicht zum Sechstagerennen der Kinderwagen, da wäre immerhin noch ein „Goldener Preis" zu gewinnen.

„Was finden Sie nun am schönsten an Ihrer Erfindung?"

„Am schönsten?" ruft der Mann, beinahe erstaunt über unsere Ahnungslosigkeit. „Am schönsten ist das Gesunde an den Bewegungen! Sehen Sie denn nicht, daß es aussieht, als ob ich rudere?" Tatsächlich, man könnte es denken. „Und Rudern hat doch schon immer als der gesündeste Sport gegolten", fährt unser Mann fort, „außerdem ist es auf dem Fahrdamm trotz aller Gefahren des Asphalts immer noch sicherer als auf dem Wasser. Na, nächsten Monat baue ich mir noch so eine Maschine — mit der sollen dann meine Frau und die beiden Jüngsten fahren . . ."

Viel Glück! Es gibt doch immer wieder Leute, die auf gute Gedanken verfallen. Immerhin, man kann sagen, was man will: Vorwärtsgebracht wird man, und kosten tut der „Motor" ja keinen Pfennig. Nebenbei bemerkt hat das Beispiel schon Schule gemacht. Drei weitere Männer bauen sich ähnliche Maschinen — vielleicht mit Abweichungen —, und zwei davon haben sich vorgenommen, eine Propagandareise von Hamburg durch die Lüneburger Heide über Hannover nach München zu machen.

Gute Fahrt! meine Herren!



Neuartige Glühlampen.

Wie der französische Chemiker Professor Georges Claude unlängst in einem Vortrage vor der Pariser Akademie der Wissenschaften mitteilte, hat er eine bedeutsame Verbesserung in der Herstellung von Glühlampen erzielt. Claude schlägt vor, das heute für die Füllung von Glühlampen vorzugsweise gebrauchte Argon durch seltene Gase wie Krypton und Xenon zu ersetzen. Die Leuchtkraft der Lampen soll dadurch bei gleichzeitiger Ersparnis an elektrischer Kraft um 35 v. H. steigen. Allerdings kommen die genannten Gase in der atmosphärischen Luft nur in Spuren vor, nämlich auf zehn Millionen Teile Luft ein Teil Xenon und zehn Teile Krypton, aber Claude glaubt durch ein besonderes Verfahren selbst diese geringen Mengen nutzbar machen zu können. Der Genannte ist in der Weise vorgegangen, daß er atmosphärische Luft über flüssige, bei äußerst niedrigen Temperaturen gewonnene Luft streichen ließ. Die Luft wird dadurch gewaschen, und die wenig flüchtigen seltenen Gase werden durch die flüssige Luft gebunden. Durch Bearbeitung großer Mengen Luft sollen völlig ausreichende Mengen Xenon und Krypton zu gewinnen sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.